

Chinas Charme, Frankreichs Kotau

Eine Tour d'Horizon von Paris nach Peking

MEDARD RITZENHOFEN*

Mit dem roten Teppich war es nicht getan. Es musste schon der Eiffelturm sein, der in Purpur erstrahlte, als Hu Jintao Paris seine Aufmerksamkeit machte. Beim Besuch des chinesischen Staatschefs Ende Januar ließ es das französische Protokoll an nichts fehlen. Dem ersten Repräsentanten der größten Einparteiherrschaft wurde sogar das Privileg zuteil, in der Assemblée nationale eine Rede zu halten. Dort wo die Menschen- und Bürgerrechte ihren Ursprung haben, drückte man gegenüber dem Land, das diese ständig mit Füßen tritt, beide Augen zu. Schließlich ging es darum, die Absatzchancen der eigenen Wirtschaft auf einem der umworbenen Märkte der Welt zu optimieren. Dass darüber hinaus Präsident Jacques Chirac der Pekinger Propaganda das Wort redete, als er die „Ein-China-Politik“ des kommunistischen Regimes gegen Taiwan unterstützte, war schon fast ein Kotau. In dem einstigen Formosa noch immer eine abtrünnige Provinz zu sehen, ist allein Pekings Sicht der Dinge. Während sich Taiwan zu einer respektablen Demokratie entwickelt, hat die Volksrepublik trotz kapitalistischer Wirtschaftsreformen noch einen sehr langen Marsch bis zum Rechtsstaat vor sich.

Chiracs prochinesischer Kurs entspricht gaullistischer Tradition. 1964 erkannte Ge-

neral de Gaulle als erster westlicher Staatschef die Volksrepublik Mao Tse-tungs an und brach zugleich die Kontakte zu Taiwan ab. Acht Jahre vor den USA nahm Paris diplomatische Beziehungen zu Peking auf. Grund genug, das diesjährige 40. Jubiläum als „l'Année de la Chine“ mit über 300 Veranstaltungen zu feiern. Dass dabei Aspekte wie Geschichte und Geschmack, Literatur und Lebensstil, Kunst und Kino im Vordergrund stehen, liegt bei dem diesbezüglichen Charme Chinas auf der Hand. Dennoch drängte sich der Eindruck auf, dass man sich die Begeisterung für „les noces franco-chinoises“ („L'Express“) unter keinen Umständen trüben lassen wollte. So wurde sowohl Pekings Weigerung einer kritischen Neubewertung des Massakers auf dem Tiananmenplatz 1989 als auch Verlautbarungen darüber, dass in China bis zu 10 000 Menschen pro Jahr zum Tode verurteilt werden, mithin fünfmal mehr als im Rest der Welt zusammen, von den französischen Medien kaum zur Kenntnis genommen.

Chinamoden

Ihren Anfang nahm die französisch-chinesische Geschichte unter Ludwig XIV., der 1685 eine Gesandtschaft von fünf Jesuiten an den Hof des Kaisers Kang-tsi schickte. Die Missio-

* Medard Ritzenhofen lebt als freier Journalist in Paris / Straßburg.

nare agierten als Unterhändler bei den sino-russischen Friedensverträgen 1689 und auch als Leibärzte des Kaisers so erfolgreich, dass sie das Recht erhielten, eine Kirche innerhalb der kaiserlichen Stadt zu erbauen. Während Ludwig XIV. das von seinem Großvater Heinrich IV. erlassene Toleranzedikt von Nantes aufhob, proklamierte sein fernöstliches Alter Ego die Duldung der christlichen Religion. Eine mit 350 ebenso seltenen wie wertvollen Exponaten bestückte Ausstellung erinnert im Schloss von Versailles (noch bis zum 9. Mai) an den herausragenden Mandschu-Herrscher, unter dem das „Reich des Himmels“ eine ähnliche kulturelle Blütezeit erlebte wie das Frankreich des Sonnenkönigs.

„La vogue chinoise“ ließ im Stammland der Mode nicht lange auf sich warten. Maler wie Antoine Watteau und François Boucher bedienten bereits um 1700 den Geschmack an fernöstlicher Exotik. Doch so dekorativ sich die „scènes chinoises“ ausnahmen, so oberflächlich blieb das Wissen über deren Herkunft und Hintergründe. Auch ein Voltaire, der als großer China-Bewunderer „die weiseste und kultivierteste Nation des gesamten Universums“ rühmte, dilettierte mit Gemeinplätzen. Der Imperialismus des 19. Jahrhunderts machte vor dem Reich der Mitte nicht Halt. Neben Nord- und Schwarzafrika wurde Indochina das zweite Zentrum der französischen Kolonialherrschaft. Von dort aus verlängert Paris seinen Einfluss auf den Südwesten Chinas. Kanonen- und Kulturpolitik gingen dabei Hand in Hand. Während Frankreich nicht zögerte, als Schutzmacht der katholischen Missionen militärische Stärke zu demonstrieren, förderte es gleichzeitig urbane Infrastrukturen und Lebensniveau nach eigenem Muster. Vor allem Shanghai profitierte von der „Compagnie française de tramways et d'éclairage électrique“ und erwarb sich so den Ruf eines „Paris des Orients“.

Wenn Frankreich das erste europäische Land war, das 1814 am Collège de France einen Lehrstuhl für chinesische Sprache und

Literatur einrichtete, und im Laufe des 19. Jahrhunderts die Sinologen ihre „études de terrain“ intensivierten, blieb der Blick auf das Reich der Mitte noch lange von exotischen Klischees und politischen Mythen verstellt. Das zu Beginn des 20. Jahrhunderts Panik schürende Schlagwort von der „gelben Gefahr“ (le péril jaune) ging ebenso an der chinesischen Realität vorbei, wie Ende der 60er Jahre die Begeisterung linker Intellektuellen und Studenten für das maoistische China.

Der Bankrott des ideologischen Denkens im Westen einerseits und Pekings wirtschaftspolitischer Pragmatismus andererseits hat die wechselseitigen Kontakte spürbar entkrampft. In dem Maße, wie chinesische Künstler den Anschluss an die westliche Moderne suchten, ohne dabei ihre spezifischen Traditionen über Bord zu werfen, wurden sie auch vorurteilsfreier wahrgenommen. Zählt der seit 1948 in Paris lebende Zao Wouki schon zu den Klassikern der abstrakten Malerei, so verschafften sich jüngst über 100 000 Besucher einen Eindruck von der aktuellen Kunstszene Chinas in der im Centre Pompidou gezeigten Ausstellung „Alors, la Chine“ (ab 7. Juni in Lyon). Hoch geschätzt werden die chinesischen Filmemacher, die bei den internationalen Festivals immer wieder auf sich aufmerksam machen. So erhielt Chen Kaige 1993 für seinen Film „Adieu ma concubine“ die Goldene Palme in Cannes.

Mehr noch als mit den zeitgenössischen Beaux Arts ist es der Lifestyle, dank dessen das Reich der Mitte eine bislang nie gekannte Popularität erlebt. Das frühere Entzücken über kunstgewerbliche Chinoiserien hat sich zu einer Faszination erweitert, die so gut wie alle Lebensbereiche berührt. China ist auf dem besten Weg, eine gastronomische Weltmacht zu werden, der selbst die noble cuisine française Tribut zollen muss. Bereits in den 60er Jahren erhielt das Pariser Restaurant „Chen-Soleil d'Est“ einen Michelin-Stern. Die sanften Heilmethoden der traditionellen Medizin Chinas sind ebenso gefragt wie des-

sen Kampfsportarten. Wer es weniger martialisch mag, kann im Pariser Maison de la Chine Kurse in Mah-jong nehmen, einem uralten Dominospiel, dessen Steine und Regeln Einblicke in die chinesische Zivilisation vermitteln. Taoistische Philosophie und buddhistische Spiritualität haben im Land Descartes große Nachfrage. Folgt man den zahlreichen Sachbüchern und regelmäßigen Titelgeschichten der Magazine, verschafft fernöstliche Meditation den wirksamsten Schutz gegen westeuropäischen Stress. Nicht umsonst hat es „reste zen“ schon zum umgangssprachlichen Pendant von „keep cool“ gebracht.

Chinatown an der Seine

„Quand deux mondes se rencontrent“ lautet der aktuelle Titel eines aus Anlass der „Années croisées France-Chine 2003–2005“ in der wie immer reich illustrierten Reihe Découvertes Gallimard erschienenen Bandes. Auch wenn die beiden Nationen die äußeren Pole der mit Eurasien größten zusammenhängenden Landmasse der Erde bilden, stechen gewisse Gemeinsamkeiten doch ins Auge. „Unsere beiden Völker ähneln sich in der Lebenskunst, der kulturellen Exklusivität und der Liebe zum Raffinement“, betont die Leiterin des chinesischen Kulturzentrums in Paris Selon Ke We. Die konfuzianische Einsicht, dass „die Freude am Essen das erste Glück ist“, muss in Frankreich nicht gelehrt werden. Auch in der jeweils perfektionierten Tradition ritualisierter Höflichkeit schenken sich beide Kulturen nichts, wobei dem Lächeln der Chinesen in allen Lebenslagen das bei jeder Gelegenheit platzierte „Pardon“ in Frankreich entspricht.

Es dürfte nicht zuletzt diese Tugend des schönen Scheins sein, die das sino-französische Miteinander in Paris und anderen Großstädten auffallend problemlos gestaltet. Im Unterschied zu afrikanischen und maghrebinischen Einwanderern legen die asiatischen

‘immigrés’ großen Wert darauf, im Gastland weder Anstoß zu erregen, noch Konflikte zu provozieren. Nur nicht auffallen: Nach dieser Devise lebt eine der am stärksten wachsenden ethnischen ‘communautés’ Frankreichs. Dabei drückt sie doch unübersehbar dem Pariser Stadtbild ihren Stempel auf. Die im wahrsten Sinne des Wortes chinesische Hochburg bilden die bis zu 30 Stockwerke zählenden Wohnkästen im 13. Arrondissement. Neben diesem Chinatown an der Seine ist es insbesondere das Multi-Kulti-Quartier Belleville, das immer stärker unter chinesischen Einfluss gerät.

Im Jahr 1911 wurde die Zahl der in Paris lebenden Chinesen offiziell auf 283 beziffert. Im Laufe des Ersten Weltkriegs warb Frankreich mit falschen Versprechungen Zehntausende von billigsten Arbeitskräfte aus China an, die dann in Waffenfabriken schufteten, Minenfelder räumten oder Leichen aus den Schützengräben bestatteten. Diese erste Einwanderungswelle stammte aus der südchinesischen Hafenstadt Wenzhou und ließ sich in Paris um die Gare de Lyon und in der Nähe der Metrostation Arts et Métiers im 3. Arrondissement nieder. Die asiatische Diaspora vergrößerte sich spürbar ab 1975 durch Tausende der so genannten „Boat-people“, deren Masse von geflüchteten Chinesen aus Vietnam, Kambodscha und Laos gestellt wurde. Nachdem die Pekinger Regierung 1989 die Studentenproteste brutal niedergeschlagen hatte, kam es zu einer erneuten Exilbewegung.

Auf eine halbe Million wird heute die Zahl der asiatischen Einwanderer geschätzt, die ihren Lebensunterhalt oft unter ärmlichsten Bedingungen in der Gastronomie und im Textilgroßhandel bestreiten. Dabei täuschen Bienenfleiß und hohe Anpassungsfähigkeit oftmals über mafiose Machenschaften, illegale Einwanderung und Prostitution hinweg. Eine strenge Hierarchie zwischen Alteingesessenen, Arrivierten und den Neuankömmlingen regelt nach wie vor das Leben der Chi-

nesen in Frankreich. Während die Gebrüder Tang und die Familie Trinh mit ihren chinesischen Supermärkten gewaltige Umsätze machen, schufteten die meisten Chinesen in Frankreich für Hungerlöhne.

Literarische Erkundungen

Nicht zufällig nannte *Simone de Beauvoir* 1954 ihren Schlüsselroman über das tonangebende Intellektuellenmilieu der Nachkriegszeit „Die Mandarine von Paris“. Der Hang zum Kastenwesen sowohl in der hohen Beamten-schaft als auch in Politik und Kultur ist beiden Ländern seit jeher eigen. Dabei liefert gerade die Literatur die erstaunlichsten Beispiele wechselseitiger Befruchtung. Waren es lange Zeit französische Schriftsteller, die in China neue Quellen der Inspiration fanden, so bereichern heute chinesische Autoren die Literatur Frankreichs.

Von den für Frankreich so typischen ‘*écrivains-diplomates*’ taten *Paul Claudel* und *Saint-John Perse* in Peking Dienst als Gesandte. Ersterer empfand in seinen Prosagedichten „*Connaissance de l’Est*“ (1900) – worunter einige der schönsten ‘*poèmes en prose*’ der französischen Literatur zählen – die Begegnung mit dem kontemplativen Geist Chinas als Befreiung von dem positivistisch-szientistischen Erkenntnisdrang Europas. Der Dichter *Victor Segalen* fand zu Beginn des 20. Jahrhunderts nach eigenen Worten „vom Reich der Mitte zum Zentrum seiner selbst“. Mit seinem posthum erschienenen Roman „*René Leys*“ (1922) rehabilitierte er Mysterium und Prestige der Verbotenen Stadt, die *Pierre Loti* in seinem Werk „*Les Derniers Jours de Péking*“ (1901) bereits verloren gegeben hatte.

Es waren die 20er Jahre, in denen Franzosen China aus ganz unterschiedlichen Perspektiven in den Blick nahmen. Als der erste Starreporter berichtete *Albert Londres* über die politischen Umwälzungen eines „*Chine en folie*“. Der weibliche Pionier unter den Asien-

Entdeckern, *Alexandra David-Néel*, erzählte in „*Voyage d’une Parisienne à Lhassa*“ (1924) wie sie die für alle Fremden bei Todesstrafe verbotene Hauptstadt Tibets erkundete. Auf der Suche nach den Ursprüngen der Menschheit bestätigte der Paläontologe *Pierre Teilhard de Chardin* nach seiner Entdeckung des Sinanthropus oder „*Homme de Péking*“ 1928 die Evolutionstheorie, die er, obwohl Jesuit, gegen den Widerspruch der Kirche verteidigte. 1931/32 nahm er an der legendären von Citroën organisierten „*Croisière jaune*“ teil, die den asiatischen Kontinent von Beirut nach Peking durchquerte.

Die größten literarischen Erfolge aber blieben *André Malraux* mit seinen China-Romanen vorbehalten. In seinem ersten Roman „*Les conquérants*“ (1928) taucht der Autor mitten hinein in die chinesische Revolution, die er als kommunistischer Propagandakommissar mit der Waffe in der Hand erlebte. Machte sich der bis dato als Journalist arbeitende *Malraux* mit dieser im hohen Brustton hehrer Überzeugung verfassten ‘*littérature engagée*’ einen Namen als Romancier, so wurde er mit seinem Bestseller „*La condition humaine*“ (1933) weltberühmt. Vor dem zeitgeschichtlichen Hintergrund der Eroberung Shanghais werden politische Ereignisse und individuelle Schicksale eng verflochten, wobei auch der Kommunismus als humanistische Morgenröte die fundamentale Einsamkeit des Menschen nicht aufheben kann. Die Perspektive bleibt pessimistisch: „Leiden kann nur einen Sinn haben, wenn es nicht zum Tod führt, aber es führt fast immer dahin.“

Anfang der 70er Jahre erlebte Frankreich eine China-Renaissance, die das Label „*retour en Chine*“ fast schon zur eigenständigen literarischen Gattung machte. In seinem Bestseller „*Quand la Chine s’éveilla*“ ließ die Edelfeder des Gaullismus *Alain Peyrefitte* den erwachenden Drachen mächtig Feuer speien. „*Tel Quel*“, die Zeitschrift der Avantgarde, wurde das intellektuelle Organ der

„maos français“. Noch 1974 glaubten so illustre Köpfe wie Philippe Sollers, Julia Kristeva und Roland Barthes bei einem Besuch in China dort die Vollendung ihrer politischen und ästhetischen Ideale zu erkennen. Den Himmel auf rotchinesischen Erden beschrieben auch Claudie und Jacques Broyelle in „La Moitié du ciel“ (1973). Doch bereits ein Jahr später fanden die „Handelsvertreter des Maoismus“ ihren Meister in dem Sinologen Pierre Rykmans, der sich unter dem Pseudonym Simon Lays erlaubte, in „Ombres chinoises“ (1974) auf die totalitären Schattenseiten des himmlischen Regimes aufmerksam zu machen.

Mit Balzac gegen Mao

Heute ist es der Schriftsteller Pierre-Jean Rémy, der, aus der französischen Tradition der ‘diplomates à plume’ stammend, China zum Hauptthema seines Schreibens macht. Von seinem ersten Titel „Sac du palais d’Été“ (1971) bis zu seinem soeben erschienenen Roman „Chambre noire à Pékin“ folgt er den politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen Chinas mit den Augen eines literarischen Voyeurs, der das Scheitern der Kulturrevolution an der Knappheit der Miniröcke misst.

Als Mitglied der Académie française kam es dem China-Kenner Rémy im letzten Jahr zu, mit François Cheng das erste aus Asien stammende Mitglied unter der illustren Coupole der so genannten 40 Unsterblichen offiziell zu begrüßen. Schon der frei gewählte Vorname des 1929 im Süden Chinas geborenen Cheng verweist auf die perfekte Assimilation des seit 1949 in Paris lebenden Schriftstellers und Kalligraphen. François Cheng veröffentlichte mit „Le Dit de Tianyi“ 1998 seinen ersten auf Französisch geschriebenen Roman. Der auch ins Deutsche unter dem Titel „Regenbogen überm Jangtse“ (Kindler) übersetzte westöstliche Bildungsroman erzählt die Lebensgeschichte des Malers Tianyi, der nach seinen Lehr- und Wanderjahren im

Westen nach China zurückkehrt, um dort unter die Räder der Revolution zu kommen.

Das stark autobiographisch geprägte Buch wurde 1998 ebenso mit dem Prix Fémina ausgezeichnet wie im letztem Jahr der Roman „Le Complexe de Di“ des jüngeren Kollegen Dai Sijie. Der soeben im Deutschen erschienene Roman „Muou und der Pirol im Käfig“ (Piper) erzählt von der Heimkehr eines französischen Exilanten, der als fahrender Psychoanalytiker sein Glück mit Freud und Lacan im Land des Buddhismus machen will. International bekannt wurde der 50-jährige Sinofranzose Dai Sijie mit seiner ironisch gebrochenen Liebes- und Freiheitsparabel „Balzac et la petite tailleuse chinoise“ (2000). Vor dem Hintergrund der ideologischen Gleichschaltung der Kulturrevolution stimmt der Autor eine Eloge auf die französische Literatur an, wie sie wohl nur Schriftsteller in die Feder fließen, denen die Sprache Prousts nicht in die muttersprachliche Wiege gelegt wurde. Auch „Balzac und die kleine chinesische Schneiderin“ (Piper) ist erkennbar autobiographisch inspiriert. Das Elend der maoistischen „Umerziehung“ zweier Oberschüler in einem „Bergdorf am Ende der Welt“ wird hier jedoch ausbalanciert durch einen lockeren pointenreichen Erzählstil, in dem Dai Sijie „La comédie humaine“ mit lausbübischem Charme fortschreibt. Maos „großer Sprung“ kann nur zum ideologischen Reinfall werden, nachdem die beiden Oberschüler den „Père Goriot“ und „Grafen von Monte Christo“ für sich entdeckt haben. Umso größer war der Erfolg Dai Sijies mit rund 300 000 verkauften Exemplaren.

Neben Dai Sijie ist Shan Sa der zweite Stern des Ostens am literarischen Firmament Frankreichs. Das 1972 in Peking geborene Wunderkind veröffentlichte bereits im Alter von elf Jahren ihre ersten Gedichte und wurde vier Jahre später in den chinesischen Schriftstellerverband aufgenommen. Nach der blutigen Niederschlagung der Studentenproteste auf dem Platz des Himmlischen Friedens am

4. Juni 1989 ging sie ins Exil nach Paris, wo sie zunächst die Mitarbeiterin des berühmten Malers Balthus wurde. Im Jahr 2001 erhielt sie für ihren Roman „La Joueuse de go“ den immer größere Bedeutung gewinnenden Nachwuchspreis Prix Goncourt des Lycéens. Shan Sas Umgang mit der französischen Sprache ist von der gleichen makellosen Präzision wie die Züge der „Go-Spielerin“ (Piper), die sich in der Mandschurei der 30er Jahre mit einem japanischen Besatzungsoffizier eine Partie auf Liebe und Tod liefert. Das Buch wurde in Frankreich über 100 000 Mal verkauft. Es wundert deshalb nicht, dass sich über den Druck ihres neuen Romans „L'Impératrice“ mit Grasset und Albin Michel zwei der größten Verlage bis vors Gericht stritten.

Der französische Doyen unter den aus China stammenden 'hommes de lettres' François Cheng, der schelmische Schöpfer pikaresker Abenteuer *Dai Sijie* und die junge Kaiserin östlicher Romanwelten Shan Sa, alle drei schreiben ihre Bücher direkt auf Französisch, das ihnen gewissermaßen zur neuen 'patrie littéraire' geworden ist. Deshalb gehörten diese 'écrivains chinois de langue française' auch nicht zu den 40 chinesischen Autoren, die von Frankreich zum diesjährigem Salon du livre eingeladen wurden, bei dem China das Schwerpunktthema bildete. Schließlich ging es darum, das französische

Lesepublikum mit der originär chinesischen Literatur vertraut zu machen.

Etwas anders lag der Fall bei dem seit 1988 in Marseille lebenden Dissidenten Gao Xingjian, der seine Bücher nach wie vor in seiner Muttersprache verfasst. Als dieser vor vier Jahren mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet wurde, war man in Frankreich stolz. China hingegen ignorierte die Ehrung. Gao Xingjian gilt in seiner Heimat als persona non grata. So wird das Jahr 2000 in der Liste der Literatur-Nobelpreise noch heute einfach ausgeblendet. Dass der hochgeehrte, weiterhin auf Chinesisch schreibende Exilant nicht zu der Chinas Schriftsteller feiernden Literaturmesse eingeladen wurde, sorgte nur für wenig Empörung. Auch die hochmoralische Pariser Intelligentsia begnügte sich mit der Erklärung, dass Monsieur Xingjian seit 1998 einen französischen Pass besitze und deshalb nicht mehr unter die 'hommes des lettres chinois' gezählt werde. Wenn es um die Einbürgerung von Großschriftstellern geht, hält sich Frankreich an das Kleingedruckte in der carte d'identité. Aber hätte man dann den Nobelpreisträger nicht auf andere Weise ehren können? Sollte Paris den chinesischen Dissidenten aber aus Rücksicht gegenüber Peking übergangen haben, wäre dies ein kulturpolitischer Kotau, für den die literarische Republik kein Pardon erwarten dürfte.

Muriel Détrie: France – Chine. Quand deux mondes se rencontrent. Gallimard, Paris 2004.

François Cheng: Le Dit de Tianyi. Albin Michel, Paris 1998.
Regenbogen überm Jangtse. Kindler, Berlin 2001.
L'éternité n'est pas de trop. Albin Michel, Paris 2002.

Dai Sijie: Balzac et la petite tailleuse chinoise. Gallimard, Paris 2000.
Balzac und die kleine chinesische Schneiderin. Piper, München 2001.
Le Complexe de Di. Gallimard, Paris 2003.
Muo und der Pirol im Käfig. Piper, München 2004.

Shan Sa: La Joueuse de go. Grasset, Paris 2001.
Die Go-Spielerin. Piper, München 2002.
L'Impératrice. Albin Michel, Paris 2003.